

Lotti Latrous

*Was war.
Was ist.
Was zählt.*

*Mein etwas
verrücktes Leben*



Lotti Latrous

*Was war.
Was ist.
Was zählt.*

Mein etwas verrücktes Leben

WÖRTERSEH

Alle Rechte vorbehalten, einschließlich derjenigen des auszugsweisen Abdrucks und der elektronischen Wiedergabe.

© 2019 Wörterseh, Lachen

Lektorat: Brigitte Matern

Korrektorat: Andrea Leuthold

Umschlaggestaltung: Thomas Jarzina

Foto Umschlag vorn: © Tomas Wüthrich

Fotos Bildteil: Privatarchiv, andere sind gekennzeichnet;
die Legenden wurden vom Verlag erstellt

Bildbearbeitung: Michael C. Thumm

Layout, Satz und herstellerische Betreuung: Beate Simson

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel

Print ISBN 978-3-03763-110-2

ePDF ISBN 978-3-03763-774-6

www.woerterseh.ch

Ich liebe Dich weder mit meinem Herzen
noch mit meinem Verstand. Für den Fall, dass
mein Herz aufhören könnte zu schlagen oder mein
Verstand vergisst. Ich liebe Dich mit meiner Seele,
denn meine Seele ist unendlich und vergisst nie.

Dschalāl ad-Dīn Muhammad Rūmī,
persischer Mystiker und Dichter (1207–1273)

Für Aziz, meinen Mann
Und für Selim, Sonia und Sarah, unsere Kinder

Inhalt

Vorwort	11
Was war. Geschichten, die ich nie vergesse – sie erzählen aus den frühen Jahren <i>Oder</i> Wie alles begann	13
Was ist. Geschichten, die mich jetzt bewegen – sie umfassen die letzten Jahre <i>Oder</i> Wie sich alles weiterentwickelte	139
Was zählt. Geschichten, die mich ganz persönlich betreffen – sie sind zeitlos <i>Oder</i> Wie schön das Leben sein kann	181
Nachwort	263
Dank	265
Nachtrag	267
Glossar	269

Vorwort

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

am 5. November 2002 schrieb ich Lotti Latrous eine E-Mail und fiel gleich mit der Tür ins Haus: »Ich habe einen Bericht über Sie gesehen und kurz darauf einen Artikel gelesen. Ich bin fasziniert – ich möchte ein Buch über Sie schreiben.« Die Antwort kam bereits einen Tag später: »Danke für Ihr Angebot, aber ich habe vor, eines Tages selbst ein Buch zu schreiben, und ich weiß nicht, ob jemand anderer als ich über mein Leben schreiben kann. Wenn ich mein Tagebuch lese, merke ich, dass die Worte direkt aus meinem Herzen kommen und für mich wertvoller sind als alles Gold der Erde.« Daraufhin schrieb ich ihr, dass einem selbst geschriebenen Buch nichts im Wege stehe, dass die Welt aber *jetzt* von ihr hören sollte und nicht erst »eines Tages«. Ihre Antwort ließ auf sich warten und kam schnörkellos: »Nach einigen schlaflosen Nächten bin ich einverstanden.«

Heute, gut siebzehn Jahre später und nachdem ich nicht ein, sondern drei Bücher über sie schreiben durfte, ist es so weit: Lotti Latrous legt ihr eigenes Buch vor. Mit Worten, die – so empfinde ich es – tatsächlich wertvoller sind als alles Gold der Erde. Sie sind die Essenz eines Lebens, das in seiner Vielschichtigkeit wunderbar ist. Ich wähle dieses Wort sehr bewusst, denn es grenzt an ein Wunder, was ein einzelner Mensch alles bewirken kann. Dann, wenn die Liebsten ihm keine Fesseln anlegen und er sich nicht zurückbindet, sondern den Weg geht, den er gehen muss. Aus der

Überzeugung heraus, das Richtige zu tun, allen Widrigkeiten zum Trotz und gegen alle Widerstände.

Lotti Latrous hat in Afrika ihren Lebenssinn gefunden, den, jedem Menschen zum Recht zu verhelfen, menschenwürdig zu leben. Und in Würde zu sterben. Die Kraft, die sie dafür braucht, schöpft sie aus sich selbst. Etwas, das wir alle auch tun könnten; das Rezept ist eigentlich ganz einfach. Lotti sagt es so: »Ich stelle mir einfach vor, wie ich selbst gern behandelt werden möchte, würde ich in einer schwierigen Situation stecken. Zudem sehe ich in alten Frauen meine Mutter, in alten Männern meinen Vater, in Frauen meine Schwester, in Männern meinen Bruder, in Kindern meine eigenen und nun auch meine Enkel.«

Die Welt als große Familie, was für eine schöne Vorstellung. Lotti Latrous, die tapferste Frau, die ich kenne, lebt es uns vor. Ich bin jetzt versucht, zu schreiben: Tun wir es ihr gleich! Nur weiß ich, wie schwierig dies ist. Doch manchmal reicht schon ein Lächeln, um die Welt unseres Gegenübers ein kleines bisschen besser zu machen. Eine Umarmung, um zu trösten. Oder fünf Worte: »Ich bin für dich da.«

Aber – und es wird Lotti freuen, dass ich mein Vorwort damit beende – Lotti ist kein Engel, sie ist ein Mensch aus Fleisch und Blut und hat neben all ihren guten auch ihre schwierigen Seiten. Und genau das ist es, was sie so liebenswert menschlich macht.

Lotti, dich vor siebzehn Jahren kennen gelernt zu haben, ist ein Geschenk, danke für unsere Freundschaft.

Gabriella Baumann-von Arx,
Verlegerin und Autorin

Was war.

Geschichten, die ich nie vergesse –
sie erzählen aus den frühen Jahren

Oder

Wie alles begann

Es war einmal

Es war einmal – mit diesen nicht sehr originellen Worten wollte ich eigentlich immer mein Buch beginnen. Aber nun sitze ich da und tippe sie ein: Es war einmal ... Weiter komme ich nicht, denn es stimmt einfach nicht. Was einmal war, ist noch immer. Nichts, aber auch gar nichts, hat sich am Schicksal der Menschen geändert, die in unermesslicher Armut und ebensolcher Ungerechtigkeit leben müssen. Ich bin nun seit fünfundzwanzig Jahren in Abidjan in der Elfenbeinküste und seit etwas über zwanzig Jahren in meinem Projekt. Die ersten achtzehn Jahre waren wir in Adjouffou, einem Armenviertel dieser Großstadt, tätig, und seit fast drei Jahren sind wir in Grand-Bassam ansässig. Und wenn ich so zurückblicke, dann sollte ich mein Buch eher mit den Worten beginnen: Es ist noch immer, wie es einmal war. In der Welt der Armen gibt es keinen positiven Fortschritt. Nicht weniger Hungernde, nicht weniger sterbende Kinder, nicht weniger Analphabetismus, nicht weniger elende Hütten. Im Gegenteil, es gibt von allem mehr. Mehr Hungernde, mehr sterbende Kinder, mehr Analphabetismus, mehr elende Hütten, in die wir hier im reichen Europa nicht mal unsere Hunde stecken würden.

Manchmal träume ich davon, dass die Menschheit eins wird. Dass es keine erste, keine zweite, keine dritte Welt mehr gibt, sondern EINE Welt. Eine Welt, auf dem das Gute, der Frieden, die Gerechtigkeit gleichermaßen verteilt sind und wenige von uns weniger haben und viele dafür mehr. Ja, ich weiß, ich bin keine sechzehn mehr, aber fantasieren kann man auch noch mit sechsundsechzig. Dann erst recht.

Ganz am Anfang sammelte ich Menschen. Ich suchte sie in den Slums und fand sie. Auf dem nackten Boden, in ihrem eigenen Durchfall liegend. Mit fiebrigen Augen, abgemagert bis auf die Knochen, hustend, übersät von Ekzemen. Kranke, die ich mit der Hilfe mutiger Menschen im Slum in meinen alten japanischen Geländewagen, den Pajero, legte und sie dann in unser Zentrum fuhr. Ich hatte damals, 1999, nur drei Mitarbeiterinnen und zwei Mitarbeiter, wir alle machten daher alles, waren Chauffeur, Pflegerin und Tröster in einem.

Und viel mehr als trösten konnten wir ja noch nicht, die Aids-epidemie hatte schon Hunderttausende das Leben gekostet, aber einen Wirkstoff, um das Virus in Schach zu halten, gab es nur in unseren Träumen. Von Aids sprach damals im Afrika südlich der Sahara sowieso niemand. Wenn ein Kind oder ein Jugendlicher krank wurde und die typischen Aidssymptome zeigte, sagte man einfach »la maladie«, »die Krankheit«. Diagnostiziert wurde das HI-Virus hier lange nicht, wozu auch? Man wollte gar keine Gewissheit haben. Die Erfahrung, dass »la maladie« unweigerlich zum Tod führte, genügte als Information. Genügte, dass Familienangehörige ihre Liebsten, die daran litten, mieden, mehr noch, sie manchmal sogar ausstießen.

Also kümmerten wir uns um sie, trugen die vom Tod gezeichneten jungen Menschen in unsere zu Krankenzimmern umgebauten Schiffscontainer und halfen, so gut wir konnten. Auch hier gab es Fliegen, Hitze und Gestank, aber auch etwas, das es in den Hütten nicht gab: ein weiches Bett mit einem sauberen Tuch und medizinische Versorgung. Und es war jemand da, Tag und Nacht. Der Essen und Trinken brachte, Mut zusprach und Trost spendete. Und der – ganz wichtig – keine Angst hatte. Keine Angst, die Abgemagerten in die Arme zu nehmen, ihre nässenden Wunden zu verbinden, sie zu waschen, zu wickeln, ihnen Essen einzulöffeln,

wenn sogar dazu die Kraft fehlte. Und der – das Allerwichtigste – mit ihnen redete und dabei keine Angst hatte, ihnen die Wahrheit zu sagen. Diese Wahrheit lautete: Du wirst sterben, aber wir werden bis zu deinem letzten Atemzug bei dir sein, wir werden an deinem Bett sitzen, deine Füße massieren, deine Hände halten, für deine Kinder sorgen, dir deinen letzten Wunsch von den Augen ablesen. Wir werden dir versichern, dass es sie nicht gibt, die Hölle, und auch nicht das Fegefeuer, im Gegenteil: Du wirst am Ende direkt neben ihm sitzen, ganz egal, wie du ihn nennst, Gott oder Allah oder wie auch immer, denn du hast genug gelitten, jetzt kommt die Zeit der Gerechtigkeit.

Unzählige Menschen durften bei uns in Frieden einschlafen, gut begleitet von unserem geschulten Personal, das gelernt hat, dass man sich vor dem Tod nicht zu fürchten braucht. Was eine gute Sterbebegleitung bewirken kann, habe ich unzählige Male miterlebt. Das erste Mal, als ich selbst jemanden in den Tod begleitete, werde ich nie vergessen. Das war 1995, sie hieß Anne.

Unsere drei Kinder waren damals den ganzen Tag in der Schule und mein Mann Aziz beim Arbeiten. Ich saß zu Hause, hatte einen Chauffeur, einen Koch, ein schönes Haus, einen Pool, sogar ein Strandhaus draußen am Meer, das Aziz für die Wochenenden für uns organisiert hatte. Aber mein Leben – pardon, ich kann es nicht anders sagen – ödete mich an, denn ich hatte auch viel Langeweile und eine immense Sehnsucht danach, etwas Sinnvolles zu tun. Also bewarb ich mich als freiwillige Helferin bei den Ordensschwestern von Mutter Teresa in dem Abidjaner Quartier Koumassi und wurde dort zum ersten Mal mit Aids und Tod konfrontiert. Wenn ich an diese Arbeit zurückdenke, erinnere ich mich an viele Menschen und viele unfassbare Schicksale. Doch bevor ich – stellvertretend für sie alle – die Geschichte von Anne erzähle, zunächst die von Ismael, denn ihn hatte ich kurz vor Anne kennen gelernt.

Ismael

Ismael war aus dem Senegal in die Elfenbeinküste gekommen. Er war schwarz wie Ebenholz und so groß, dass er überhaupt nicht in das Bett passte, in das ihn die Ordensschwwestern gelegt hatten. Als ich ihn sah, war ich erschüttert. Mein erster Gedanke: »Das ist kein Leben mehr.« Mein zweiter: »Ein Mensch sollte nicht so leiden müssen.« Meinen dritten Gedanken verschweige ich. Vorsichtig berührte ich seinen Arm, der so dünn war, dass ich unter meinen Fingern seine Knochen spürte. Ich beugte mich über ihn, erklärte, wer ich bin, und fragte dann, ob ich ihm irgendwie helfen könne. Er schlug die Augen auf und schaute mich mit tiefster Verzweiflung, Schmerz und Resignation an. Noch nie hatte ich einen derartigen Blick gesehen – dass ich ihn noch tausendmal zu sehen bekommen würde, wusste ich damals noch nicht.

Ismael legte unter größter Anstrengung seine Hand auf meine und sagte ganz leise: »Es ist ›la maladie‹. Und ich habe Tuberkulose.«

Da ich mein Ohr an seinen Mund gelegt hatte, um seine Worte zu verstehen, erschrak ich zutiefst. Ich hatte nicht die geringste Angst, mich mit Aids zu infizieren, aber vor der hochansteckenden Tuberkulose, der TB, hatte ich einen Heidenrespekt. Ich riss mich zusammen, dachte: »Jetzt hinausrennen hilft ihm nicht und mir wohl auch nicht mehr.« Dann tröstete ich ihn, dass er hier ja sicher Medikamente gegen seine TB bekäme.

»Nein, eben nicht mehr«, flüsterte er. »Ich bitte die Schwestern jeden Tag darum, sage ihnen, dass mich die TB umbringt. Erkläre ihnen, dass ich die Medikamente bereits seit fünf Monaten nehme und jetzt nicht damit aufhören darf. Mein Arzt hat mir

gesagt, ich müsse sie sechs Monate nehmen. Es fehlt doch nur noch ein Monat!« Er schloss kurz die Augen, versuchte, sich zu beruhigen, dann sagte er leise: »Gegen ›la maladie‹ kann man nichts tun, aber die Tuberkulose kann man heilen. Wenn du mir helfen willst, dann mach, dass ich die Tabletten wieder bekomme.«

Ich versprach ihm, sein Anliegen weiterzuleiten, verabschiedete mich und ging zur diensthabenden Schwester. »Verzeihen Sie bitte, dass ich mich einmische«, sagte ich, »aber ich verstehe nicht, warum man Ismael seine Medikamente nicht mehr gibt.«

Sie sah mich traurig an: »Weil es keinen Sinn mehr hat, es ist zu spät, er wird sterben.«

Ich glaubte, nicht richtig gehört zu haben, sah sie an und wiederholte: »Weil es keinen Sinn mehr hat?«

Sie sah, wie schockiert ich war, und entschuldigte sich sofort für ihre Wortwahl. Dann erklärte sie mir, dem Neuling, dass alle, die kostenlos Medikamente gegen TB bekämen, diese auch höchstpersönlich in der Ausgabestelle abholen müssten. Nicht einmal ihnen als Schwestern würde man sie aushändigen. Ich sah sie an, verabschiedete mich und wusste, dass ich alles daransetzen würde, Ismaels wohl letzten Wunsch zu erfüllen: ihm zu zeigen, dass er es wert war. Denn wie soll ein Mensch in Frieden sterben, wenn sich ein Einsatz für ihn nicht mehr lohnt?

Ich stieg also in meinen Pajero und fuhr los. Es dauerte zwei Stunden, bis ich an der öffentlichen Ausgabestelle angekommen war, die nur knappe fünfzehn Kilometer entfernt lag; der Verkehr war schon damals ein Wahnsinn. Als ich an die Reihe kam und Ismaels rote Karte vorlegte, die ihn dazu berechtigte, das Medikament gratis zu beziehen, sagte man mir prompt, dass der Patient selber kommen müsse.

Fassunglos antwortete ich: »Der Patient liegt im Sterben, kann sich kaum noch bewegen. Er kann nicht mehr selber kommen.«

»Dann gibt es auch keine Medikamente. Bitte machen Sie dem Nächsten Platz.«

Ich blieb stehen. »Ihr habt ihm eingetrichtert, er dürfe die Therapie unter keinen Umständen unterbrechen, und jetzt lasst ihr ihn im Stich? Das verstehe ich nicht, bitte erklären Sie mir das!«

Man wollte mir gar nichts erklären. Die Anweisungen, so sagte man, seien klar, und man halte sich daran. Ich gab nicht auf, drängte weiter auf eine Erklärung und machte so viel Lärm und Tamtam, dass man drauf und dran war, mich rauszuschmeißen. Jetzt erst gab ich den Ausgabeschalter frei. Dann informierte ich Aziz, dass er und die Kinder heute ohne mich essen müssten, und platzierte mich in der Eingangshalle auf einen Stuhl, und zwar so, als hätte ich Leim am Füdli. Als es Abend wurde und die Mitarbeiter das Gebäude schließen wollten, erklärte ich, dass ich mich erst wegbewegen würde, wenn ich hätte, was ich wollte. Heute ist mir klar, dass das wohl ein Sitzstreik war, und zwar ein erfolgreicher: Ich bekam, was Ismael so dringend brauchte.

Es war Nacht, als ich zurückkam. Ismael schlief bereits, eingewickelt wie ein Fötus. Er wachte auf, als ich ihn sachte an der Schulter berührte. Dann zeigte ich ihm meine »Beute«. Er lächelte kurz und begann dann vor Erleichterung zu weinen. Er durfte die Tabletten erst am Morgen nehmen, doch als ich die Packung auf seinen Nachttisch legen wollte, signalisierte er mir, dass er sie gern in seiner Hand behalten wolle. Zum Abschied flüsterte er »merci«. Ahnen Sie es bereits? Ja, es war so: Mit den Tabletten in der Hand konnte Ismael in jener Nacht loslassen. Da ich seine Nöte, Sorgen und Ängste ernst genommen hatte, konnte er in Ruhe einschlafen, sein letzter Wunsch hatte sich erfüllt. Vordergründig ging es um Medikamente, tatsächlich aber um viel mehr. Es ging um seine Würde, darum, dass er etwas wert war, dass es sich noch lohnte, etwas für ihn zu tun.

Die meisten Menschen haben Angst vor dem Tod, sie stellen ihn sich zum Beispiel als Skelett vor, eingehüllt in einen schwarzen Mantel, in der Knochenhand eine Sense und unter der Kapuze ein furchterregender Totenschädel. Wenn man medizinisch-wissenschaftliche Berichte über den Vorgang des Sterbens liest, kann einem tatsächlich angst und bang werden. Wer sein Leben aber so gelebt hat, als ob jeder Tag der letzte wäre, ohne auch nur etwas bedauern zu müssen, der kann in Ruhe gehen, davon bin ich überzeugt. Ja, ich weiß, das ist ein hoher Anspruch. Und ich gebe gern zu, dass auch ich einige Dinge bedauere, die ich in meinem Leben gemacht oder eben nicht gemacht habe. Aber ich versuche zumindest, jeden Tag so zu leben, dass es am Abend nichts zu bereuen gibt.

Das gelingt, wenn wir uns bewusst werden, dass uns das Gerenne um Macht und Geld von den ganz einfachen, schönen Dingen abhält, wie zum Beispiel, anderen ein Lächeln zu schenken oder selber eines geschenkt zu bekommen. Wenn wir es schaffen, uns mit dem zufriedenzugeben, was wir haben, und daher weder Neid noch Eifersucht und schon gar keinen Hass entwickeln müssen. Wenn wir versuchen, ein Leben zu führen, in dem nicht der Konsum das Wichtigste ist, sondern schlicht und einfach das simple Leben selbst. Wenn wir aufhören, zu reklamieren, zu schnöden und zu lästern. Wenn wir erkennen, dass zu geben und zu lieben und dass Großzügigkeit, Respekt, Toleranz und Mitgefühl nicht nur andere, sondern in erster Linie uns selbst glücklich machen. Und selbst glücklich zu sein, ist von unfassbar hohem Wert, denn erst dann, wenn wir mit dem, wer wir sind, was wir haben und wie wir leben, zufrieden sind, können wir anderen Glück schenken.

Das war jetzt vielleicht ein wenig viel Philosophie für etwas, das ich auch mit dem Refrain eines alten Kinderlieds hätte sagen können:

*De Hans Dampf im Schnäggeloch
hät alles, was er will.*

*Und was er will,
das hät er nöd
und was er hät,
das will er nöd.*

*De Hans Dampf im Schnäggeloch
hät alles, was er will.*

Verlassen wir es, unser Schnäggeloch. Denken wir breiter, größer, tiefer, höher. Besinnen wir uns zurück auf das, was war, auf das, was ist, und freuen uns, auf das, was kommt. Und hadern wir nicht, sondern setzen wir uns demütig mit dem auseinander, was zählt. Ich bin sicher, »es chunnt, wies mues«. Immer. Daher sollten wir versuchen, mit dem, was uns widerfährt, nicht zu hadern, sondern es akzeptieren und das Beste daraus machen. Denn das Einzige, das wir einmal mitnehmen in unser Grab, ist das, was wir aus unserem Leben gemacht und was wir in diesem Leben gegeben haben.

Die Angst vor dem Tod verlieren wir erst, wenn wir Frieden mit uns selbst schließen, wenn wir uns erlauben, unseren Seelenhunger zu stillen, indem wir lernen, nur noch die positiven Gefühle auf uns wirken zu lassen. Sei es nun durch Meditieren, im Gebet, beim Hören schöner Musik, im Zusammensein mit unseren Liebsten. Sei es bei harter Arbeit, die uns erlaubt, unsere Familie zu ernähren, sei es, indem wir Menschen unterstützen, die allein nicht mehr weiterkommen, sei es, indem wir Menschen gegenüber tolerant sind, die nicht so sind wie wir oder anders denken als wir. Sei es, indem wir Mitgefühl gegenüber jenen zeigen, die ungerecht behandelt werden. Sei es, indem wir erkennen, dass wir vor Flüchtlingen nur Angst haben, weil sie das Fremde verkörpern. In den meisten Ländern unseres Planeten wird der Rassenhass geschürt,

oft sogar von Politikern, die doch eigentlich Vorbilder sein sollten, die uns Mitmenschlichkeit vorleben müssten. Ja, ich weiß, ich schreibe mich grad ins Feuer, aber ich sage es sehr bewusst: Unsere Welt wird durch Politik zerstört, durch Menschen, die nur sich selber und ihren eigenen Vorteil sehen. Die Kriege schüren und denen es egal ist, dass Erdenbürger darin umkommen, Frauen vergewaltigt, Kinder zu Waisen werden. Die zulassen, dass Millionen an Hunger krepieren, während sie selbst im Überfluss leben.

Wie oft schon habe ich gehört: »Lotti, ich kann nicht verstehen, dass du an Gott glaubst, bei alledem, was du miterlebst.« Meine Antwort ist immer dieselbe: »Nicht Gott hat die Welt zu dem gemacht, was sie ist, sondern wir Menschen.« Dabei hat Gott für mich kein Gesicht, keine Gestalt, er muss noch nicht mal männlich sein. Ich habe mich einfach entschieden, der Kraft, die ich spüre, die mich trägt, die mich führt, auf die ich vertraue, einen Namen zu geben. Aufgrund meiner Herkunft, meiner Erziehung, meiner Kultur nenne ich sie Gott. Und wenn ich sage, dass ich an Gott glaube, dann heißt das: Ich glaube daran, dass wir nicht allein sind und dass alles irgendwie, irgendwo, irgendwann einen Sinn ergibt.

Wie viel einfacher ist es doch, zu zerstören als aufzubauen! Zum Aufbauen braucht es Durchhaltewillen, Mut, Geduld, Risikobereitschaft, und Aufbauen birgt immer auch die Möglichkeit des Scheiterns. Es braucht eine enorme Energie, die Arme nicht hängen zu lassen, sondern mit anzupacken, um die Zukunft, wenn schon nicht gerecht, so doch wenigstens ein bisschen gerechter zu machen. Die Gegenwart ein wenig besser. Hätte ich bei diesem eigentlich aussichtslosen Unterfangen nicht Gott an meiner Seite gehabt, mit dem ich zigfach gehadert habe und bei dem ich mich zigfach beschwert habe, ich hätte aufgegeben. Irgendwann habe

ich begriffen, dass er mir auf meine verschiedenen Interpellationen, die zum Teil recht heftig ausfielen, zwar keine Antworten gab, aber Zeichen sendete. Zeichen, die ich nur erkennen musste. Und irgendwann war es so weit. Ich begann seine Gegenwart zu spüren, und dies hielt mich nicht nur davon ab, aufzugeben, sondern bewahrte mich vor allem auch davor, abzustumpfen, gleichgültig zu werden.

Ismael hatte mir einen Weg aufgezeigt, den ich von da an beherzt weiterging. Nicht weil ich ihn gehen *wollte*, sondern weil ich ihn gehen *musste*. Ich konnte nicht anders. Erst recht nicht nach Anne, dem ersten Menschen, den ich beim Sterben begleiten durfte.

Anne

Anne stammte aus dem westafrikanischen Benin. Sie war eine Muslima und hieß damals noch Amina. Nach dem Tod ihres Vaters war sie achtzehnjährig in die Republik Elfenbeinküste gegangen, um Geld für ihre Mutter und ihre jüngeren Geschwister zu verdienen. Sie fand tatsächlich Arbeit, allerdings nicht die, die sie sich vorgestellt hatte. Nach brotlosen Wochen landete sie dort, wo unzählige andere Mädchen auch landen, wenn sie keine Arbeit finden, ihre Familie aber von ihrem Lohn abhängig ist: in der Prostitution. Über zwanzig Jahre hielt sie ihre Angehörigen damit über Wasser. Welch eine Verantwortung! Was für ein Rucksack. Als ich sie kennen lernte, war sie fünfundvierzig Jahre alt und HIV-infiziert. Zu jener Zeit das sichere Todesurteil. Eine Aidsdiagnose hatte sie noch nicht, als sie bei einer evangelikalen Kirche in Abidjan um Aufnahme bat. Dass sie in ihrer Not nicht zurück

nach Benin zu ihrer Familie fuhr, sondern hierblieb, hatte mehrere Gründe: Erstens besaß sie kein Geld für die Reise, und zweitens hätte sie sich in Grund und Boden geschämt, in diesem Zustand in dem Dorf aufzutauchen, wo sie aufgewachsen war. Im Übrigen war ihr klar, dass sie die lange Busfahrt kaum überstehen würde.

Als sie von den Evangelikalen hörte, bei denen vom Schicksal geprüfte Menschen Unterschlupf fanden, ging sie eben dorthin und tat, was als Gegenleistung von ihr erwartet wurde: Sie legte ihren Glauben ab, ließ sich taufen und trug fortan den Namen Anne. Hatte sie eine Wahl? Hatte sie nicht! Sie wurde also Christin und bekam damit ein Dach über dem Kopf und jeden Tag einen Teller Reis. Als dann aber der Durchfall einsetzte und sie zu husten begann, gab man ihr zu verstehen, es sei jetzt an der Zeit, weiterzuziehen. Wenigstens gaben sie ihr die Adresse des Mutter-Teresa-Spitals, und sie schaffte es irgendwie bis vor dessen Tür. Mit nichts als zwei Tüchern, die ihr als Rock dienten, und zwei T-Shirts. Ja, das war ihr ganzer Besitz. Natürlich wurde sie aufgenommen und in ein Bett gelegt, wo sie dann auf den Tod wartete.

Als ich sie kennen lernte und mich ihr mit Lotti vorstellte, schaute sie mich lang an und sagte dann: »Bonjour, maman.«

Und so blieb ich dann ihre Maman, und das, obwohl ich jünger war als sie. Anne liebte es, wenn ich sie in den Arm nahm, wenn ich ihr über die Haare strich, ihre Hände massierte, sie auf die Stirn küsste, sie zum Lachen brachte. Sie bekam von mir, was sie am dringendsten brauchte: die Zuneigung einer Mutter.

Es waren Menschen wie Anne, die im Mutter-Teresa-Spital lagen und auf den Tod warteten, die mich in homöopathischen Dosen wachrüttelten. Bis ich eines Tages nicht mehr zu unserem Strandhaus am Meer mitfahren wollte. Die Wochenenden, die wir dort verbrachten, wurden für mich zur absolut vergeudeteten Zeit. Es ging doch nicht an, dass ich unter Palmen in der Hängematte

lag, aß, trank, mich vergnügte, derweil im Mutter-Teresa-Spital Menschen starben, womöglich allein. Und das mussten sie. Nicht immer. Aber oft. Warum? Nun, die Schwestern hatten einen strengen Zeitplan: Von den vierundzwanzig Stunden des Tages mussten sie acht beten. Und wenn grad alle am Beten waren, was immer wieder vorkam, dann starben die Menschen in ihren Spitalbetten mutterseelenallein. Für mich war das ein unerträglicher Gedanke. Für meine Familie aber war es – verständlicherweise – unerträglich, dass ich sie immer seltener an den Strand begleitete. Dass ich auch abends immer öfter fehlte, entspannte die Situation auch nicht. Aber wie hätte ich anders können?

Anne genoss meine Besuche, als würde ich ihr die ganze Welt zu Füßen legen. Sie erzählte mir ihr Leben. Dass sie mausarm, aber sehr glücklich aufgewachsen war. Bei einer lieben Mutter und einem Vater, der die Familie über Wasser hielt, indem er tagein, tagaus fünfzig Kilogramm schwere Zementsäcke schleppte – bis er nicht mehr konnte und starb. Ihre Geschwister waren damals noch klein, und die Not war groß. Eines Tages bat ihre Mutter sie, in die Elfenbeinküste zu reisen, um dort das Geld zu verdienen, das sie so dringend brauchte, um die Familie über die Runden zu bringen. Witwenrente? Nein, so etwas gab und gibt es in »meinem« Afrika nicht. Genauso wenig wie eine Krankenkasse und eine Invalidenrente. Eine kleine Altersrente und eine kleine Kindergeldzulage bekommt nur, wer eine fünfzehnjährige Festanstellung nachweisen kann. Was schwierig ist, weil man die Armen meist nur als Tagelöhner einstellt. Die öffentlichen Schulen sind zwar gratis, aber Kinder, deren Eltern das Geld für Schuluniform und Bücher nicht aufbringen können, dürfen nicht am Unterricht teilnehmen, bleiben Analphabeten.

So war das auch bei Anne: Hätte sie je eine Anstellung gefunden, sie hätte den Arbeitsvertrag statt mit dem Namen mit einem

Kreuz unterschreiben müssen. Ihrer Mutter hatte sie bei ihren raren Besuchen vorgelogen, sie habe in einem Haushalt Anstellung gefunden, würde putzen und waschen, und alles sei gut. Vielleicht hat es ihre Mutter geahnt, dass es alles andere als gut war, aber auch sie hatte keine Wahl: Als Witwe mit Kindern brauchte sie das Geld, das Anne zuverlässig jeden Monat schickte.

Ich verbrachte unzählige Stunden an Annes Bett und jedes Mal, wenn ich ihr Adieu sagte, tat es mir weh. Denn ich wusste nie, ob ich sie das nächste Mal noch antreffen würde. Eines Nachts, es war gegen einundzwanzig Uhr – Aziz und ich saßen gerade bei einem Glas Wein auf dem Sofa und redeten über mein immer häufigeres Wegbleiben –, klingelte das Telefon. Ich hob ab. Es war eine Schwester aus dem Mutter-Teresa-Spital. »Madame Latrous«, sagte sie, »Anne wird die Nacht nicht überleben, sie möchte Sie sehen.«

Draußen war es stockdunkel, und die Strecke, die ich in meinem heiß geliebten Pajero vor mir hatte, war für eine weiße Frau allein in einem doch recht großen Auto nicht ganz ungefährlich. Aziz wollte mich deshalb unbedingt begleiten, und es brauchte meine ganze Überzeugungskraft, ihm beizubringen, dass das nichts bringt, zumal er dort unter Umständen viele Stunden auf mich würde warten müssen.

»Aziz«, sagte ich, »es kann bis in die frühen Morgenstunden dauern, und du musst danach zur Arbeit, während ich mich hinlegen kann.«

Das war das schlagende Argument. So fuhr ich allein in die Nacht hinaus, und als ich in Koumassi ankam, war ich richtig froh, dass alles gut gegangen war. Aziz hatte schon recht: Es war keine gute Gegend.

Zum Glück kannte mich der Nachtwächter im Mutter-Teresa-Spital und ließ mich ohne weiteres hinein. Ich begab mich sofort zu Anne. Sie lag mit geschlossenen Augen da, atmete ganz flach,

ihre Haut war grau, was auch damit zu tun hatte, dass die einzige Lichtquelle im Raum eine auf ihrem Nachttisch stehende Petroleumlampe war, denn aus Spargründen stellten die Krankenschwestern nachts den Strom ab. Ich nahm mir einen Stuhl, setzte mich neben Annes Bett und berührte ganz sacht ihre kleine, bis auf die Knochen abgemagerte Hand. Ich nahm sie vorsichtig in meine. Sie war eiskalt.

»Anne, hörst du mich?«, flüsterte ich, worauf sie langsam ihren Kopf zu mir drehte und mich anschaute.

Sie lächelte. Sagte nichts. Es brauchte auch keine Worte. Sie drückte alles mit ihren Augen aus. In ihrem Blick lag Vertrauen: »Ich wusste, dass du kommst«, ein Schimmer von »Danke, dass du bleibst, bis es zu Ende ist« und ein Strahlen – ja, ein Strahlen! – für »Jetzt kann ich loslassen«. Diesen Blick habe ich später noch tausende Male gesehen, und immer wieder ließ er mich – im positiven Sinn – erschauern. Ich drückte Annes Hand.

»Maman, jetzt bist du da«, sagte sie, »ich habe so auf dich gewartet.«

»Ich weiß, Anne.«

»Ich werde sterben.«

»Ja, auch das weiß ich, aber ich versichere dir, du darfst in Ruhe gehen. Ich bin da und bleibe, bis du oben bei ihm angekommen bist.«

»Maman, ich glaube nicht, dass er mich bei sich haben will – bei dem Leben, das ich hatte.«

»Da täuschst du dich gewaltig, Anne, gerade deshalb wird er dich mit offenen Armen empfangen und dir den Platz zu seiner Rechten geben. Glaube mir, du bist dort oben sehr willkommen, mach dir keine Sorgen.«

Ich nahm sie, soweit das ging, in meine Arme, summte ein Wiegenlied und spürte, wie sie sich langsam entspannte. Um uns

herum war nur noch Frieden, Stille, Liebe und Vertrauen. Einige Stunden später starb sie, mit einem Lächeln auf ihrem wunderschönen Gesicht.

Zusammen mit einer Schwester durfte ich danach die letzte Waschung vornehmen. In einem der Schränke fand ich ein hübsches weißes Nachthemd, das wir Anne nun anzogen. Ich steckte ihr eine Blume ins Haar, die ich vor dem Haus gepflückt hatte, und schaute dann zu, wie die Schwester Annes Hände wie zum Gebet über der Brust faltete. Dann sagte ich: »Adieu, Anne.«

Im Wissen, dass sich nun die Schwestern um ihre Beerdigung kümmern würden, fuhr ich nach Hause. Dort brachen die Kinder und Aziz grad zur Schule und ins Büro auf. Ich selbst legte mich hin und holte ein paar Stunden Schlaf nach – mit einer frischen Narbe in meiner Seele, die ich ebenso deutlich spürte wie die Tatsache, dass sie mein Leben bereichern und ihm einen Sinn geben würde. Am Abend, die Kinder waren bereits im Bett, setzten Aziz und ich uns noch ein bisschen zusammen.

»Lotti«, sagte Aziz, »du hattest heute Morgen eine Ausstrahlung, wie ich sie noch nie gesehen habe. Als wäre etwas passiert mit dir. Neben der Müdigkeit, die dir deutlich anzusehen war, ist von dir eine innere Ruhe ausgegangen, die mich nur ahnen lässt, was du letzte Nacht erleben durftest.«

Ich kuschelte mich in seine Arme und war überwältigt. »Danke, dass du gesagt hast ›was ich erleben durfte‹ und nicht ›was ich erleben musste‹.«

Dieses eine gesagte Wort *durfte* und das andere, eben nicht gesagte Wort *musste* sind rückblickend wohl der Schlüssel dazu, dass wir alles, was später noch auf uns zukommen sollte, als Paar überlebt haben. Oder anders ausgedrückt: An diesem Abend offenbarte Aziz eine Empathie, die mich darin bestärkte, dass ich mei-

nen Weg gehen *musste*, denn er würde es verstehen. Wie beherzt ich diesen Weg dann tatsächlich gehen sollte, davon hatten wir an diesem Abend beide noch keine Ahnung.

»Mein« Afrika

Wenn ich von »meinem« Afrika spreche, dann meine ich die Region südlich der Sahara, früher nannte man sie Schwarzafrika. Ein Begriff, der – dafür braucht man nicht viel Fantasie – in der Kolonialzeit geprägt wurde. Im diesem Teil Afrikas liegen die dreizehn ärmsten Länder der Welt. Burundi nimmt mit Platz 191 den letzten Rang ein. Die Elfenbeinküste liegt auf Platz 144 – das ist zwar immer noch kein gutes Ranking, aber ein weit besseres als das Burundis, was damit zu tun hat, dass die Elfenbeinküste der weltgrößte Kakaoproduzent ist. Aber was sagen schon Statistiken? Die ganz Armen sind überall auf der Welt gleich arm. Es sind die, die in den Slums leben, die Hungernden, die vom Sozialsystem Vergessenen, die, die nichts haben als das nackte Leben. Es fehlt ihnen an Medikamenten, an Schulbildung, an medizinischer Versorgung und an einer Unterkunft, die diese Bezeichnung auch verdient hätte. Es sind Menschen, die in Kirchen und Moscheen unterschlüpfen müssen, da sie ihren kleinen Hüttenzins nicht mehr bezahlen können. Menschen, von denen die Wohlhabenderen sich wünschten, es gäbe sie nicht, weil sie sie als eine Schande für ihr Land sehen. Aber in der Elfenbeinküste, einem Land mit einer Gesamtbevölkerung von etwa 26 Millionen Menschen, lebt fast die Hälfte unter der Armutsgrenze. Hunderttausende haben keinen Strom, kein Trinkwasser, keine Toiletten, nicht genug zu essen, keine Arbeit, sind krank. Nach dem Uno-Bericht über die mensch-